

Margard, die Zwergenprinzessin

Gustav Feichtinger

1 Vorspiel

Der kleine Konrad war sauer. Echt sauer. Im Wald, der an das Dorf grenzte, in dem Konrad mit seinem Vater lebte, sollte ein großes Industriegelände errichtet werden. Den gewaltigen Rodungen, die geplant waren, würden auch Konrads Spielplätze zum Opfer fallen. Und eine neue Autobahn sollte quer durch den Wald führen, den Konrad so sehr liebte.

„Mit der Unberührtheit unserer Umgebung ist es nun vorbei“, meinte Konrads Vater, der denselben Namen trug. Der große Konrad hatte sich einer Umweltbewegung angeschlossen, deren Ziel es war, die Zerstörung des Waldes zu verhindern.

Am Abend nach einer Demonstration, zu welcher der große den kleinen Konrad mitgenommen hatte, waren Vater und Sohn schlechthin verzweifelt. Beide waren von den Wasserwerfern der Polizei, welche die Demonstranten damit auseinander getrieben hatten, pitschnaß geworden. Nach dem Nachhausekommen rieb der Vater seinen Sohn mit dem Handtuch trocken. Obwohl er nicht mehr daran glaubte, dass die Proteste erfolgreich sein würden, versuchte er seinen Sohn aufzumuntern.

„Manchmal ereignen sich wundersame Dinge“, meinte der Vater. „Glaub mir, Konrad, ich weiß wovon ich spreche. Auch wenn unser Einsatz scheinbar nutzlos ist – wer weiß, vielleicht ist eine höhere Macht hilfreich ...“.

Der kleine Konrad lauschte dem Vater aufmerksam. Trotz seine Jugend – er hatte vor kurzem seinen achten Geburtstag gefeiert – wusste er, dass sein Vater es ernst meinte, wenn er auf diese Art zu ihm sprach.

„Ich werde Dir eine Geschichte aus meiner Kindheit erzählen. Sie wird Dir zeigen, dass man nie die Hoffnung aufgeben soll, und dass sich die Dinge oft – nicht immer – in die gewünschte Richtung entwickeln. Ich war damals etwa so alt wie Du es jetzt bist, und unser Wald war auch bedroht, wenn auch in anderer Weise. Aber er wurde gerettet, auf wundersame Art. Ich habe bisher niemanden davon erzählt, Du bist der erste. Höre zu mein lieber Sohn, was ich Dir zu sagen habe ...“.

Und der große Konrad begann seine Erzählung aus einer Zeit, als er noch klein war.

2 Im Zwergenwald

Ich erwachte lange vor Sonnenaufgang. Es war Pfingstsonntag, und die Nacht war schwarz und dräuend. Die Sorgen, die mich plagten, mochten ihn vor der Zeit geweckt haben. Mein Vater war ernstlich erkrankt. Beim gestrigen Besuch hatte der Arzt ratlos die Schultern gehoben. Alle Mittel, die er versucht hatte anzuwenden, waren wirkungslos geblieben. Es war kein körperliches Leiden, an dem der Vater laborierte. Seit die Mutter im vergangenen Herbst bei einem Unfall gestorben war, litt der Vater an Schwermütigkeit, die sich in den letzten Wochen

in einem Maße verschlechtert hatte, dass er seiner Arbeit nicht mehr nachgehen und zuletzt auch das kleine Haus, in dem sie wohnten, nicht mehr verlassen konnte.

Die Eltern hatten einander sehr lieb gehabt, und der Vater war über Mutters Tod nicht hinweg gekommen. Konrad war ein Einzelkind, und es war einsam geworden in der verbliebenen Restfamilie.

Ich stand auf und schlich auf Zehenspitzen in Vaters Zimmer. Tiefe Atemzüge verrieten ihm, dass dieser schlief. Ich fühlte, dass es mit meinem Schlaf vorbei war, schlüpfte in die Kleider, und trat ins Freie. Im Osten zeigte sich ein fahler Schimmer. Trotz der frühen Stunde war es überraschend warm. Tiefhängende Wolken vermittelten eine drückende Atmosphäre. Regen hing in der Luft ...

Wir wohnten am Rande eines Dorfes, das an einen großen Wald grenzte. Derart große Waldungen waren in den letzten Jahren zunehmend seltener geworden. In unserem Fall handelte es sich um ein Naturschutzgebiet von beträchtlicher Ausdehnung. Zu einer Durchquerung zu Fuß benötigte man mindestens drei, vier Tage. Ich liebte den Wald. Hier, in der Nähe des Dorfes, kannte ich ihn ziemlich gut. Oft hatte ich in der Gegend Pilze und Beeren gesammelt. Mit meinen Freunden hatten wir hier Räuber und Gendarm sowie Indianer und Trapper gespielt. Ich schritt ordentlich aus, und je länger ich unter den Bäumen weiter ging, desto mehr fielen die Sorgen von mir ab.

Inzwischen war die Morgendämmerung soweit fortgeschritten, dass ich die Umgebung wahrnehmen konnte. Mächtige Ahornbäume säumten meinen Weg. Der Wald erwachte. Das Gezwitscher der Vögel nahm zu. Im langsam zunehmenden Tageslicht trat das Frühlingsgrün der Laubbäume und des

Unterholzes allmählich hervor. Ich erkannte, dass ich in diesem Teil des Waldes noch nie gewesen war. Aber ich hatte keine Angst, zurückzufinden, da man anhand der Morgenröte die Ostrichtung feststellen konnte. Und einen guten Orientierungssinn hatte ich immer schon gehabt. Die Regenwolken hatten sich verzogen. Als ich eine Zeit lang gegangen war und eben daran dachte, umzukehren, erblickte ich vor mir eine Anhöhe. Interessiert schritt ich weiter, da der mir bekannte Teil des Waldes bretteben war. Ich erreichte einen kleinen, kegelförmigen Hügel, und beschloss auf dessen höchsten Punkt eine Rast einzulegen. Als ich mich niedersetzte, fühlte ich eine wohlige Müdigkeit in meinen Gliedern ...

*

– Da, was war das? Offenbar war ich eingeschlafen. Ein leises Stimmengewirr hatte mich geweckt. Lange konnte ich nicht geschlafen haben, denn eben erhob sich der Sonnenball rot und groß zwischen den Bäumen überm Horizont und warf seine ersten Strahlen.

Was waren das für Stimmen? Irgendwie tönten sie fremdartig: es klang wie ein feines helles Wispern. Aber als ich mich aufrichten wollte, um trotz der mich blendenden Sonnenstrahlen den Ursprung der Geräusche zu erforschen, ging dies nicht. Überrascht stellte ich fest, dass ich mich nicht bewegen konnte. Lediglich meinen Kopf konnte ich wenden. Und als ich dies tat, eröffnete sich mir eine schier unglaubliche Szene.

Als erstes fiel mir ein Funkeln und Glitzern ins Auge. Obwohl ich nicht mehr direkt in die Sonne blickte, fielen mir ihre Strahlen gleißend ins Gesicht. Sie spiegelten sich in einer ganzen Reihe goldglänzender Gegenstände, kleine Behälter, Vasen, Geschirr, Schwerter, Lanzen, Rüstungen und Ketten. Das

Bemerkenswerte daran war aber die Spielzeuggröße all dieser Dinge. Damit nicht genug – zur grenzenlosen Verwunderung sah ich ein paar kleine Gestalten stehen, die offenbar in einer regen Diskussion verwickelt waren. Zwerge, schoss es mir durch den Kopf. Also gab es sie doch! ... Bisher hatte ich die Erzählungen meiner Großeltern und anderer älterer Leute als bloße Erfindung abgetan. Hier erblickte ich aber den leibhaftigen Beweis, dass diese Berichte doch auf Tatsachen beruhten. Ich war schlagartig hellwach und so verblüfft, dass ich die Möglichkeit zu träumen gar nicht einmal ins Auge fasste.

„Er guckt ...“ schrie da ein aufgeregtes Stimmchen. „Er ist wach und beobachtet uns ...“, fiel ein anderes ein. Aufgeregt stürzte die Schar der Zwerge auf mich zu. Mehrere waren mit blanken Schwertern und Lanzen bewaffnet und nahmen drohende Gebärden ein.

„Er muss sterben, da er unsere Schätze entdeckt hat. Hoffentlich halten die Fesseln ...“, schrien die Zwerge durcheinander. Erst jetzt merkte ich, woher meine Bewegungsunfähigkeit rührte. Eine ganze Anzahl feingliedriger Ketten war um meine Glieder und den Leib geschlungen. In den Boden geschlagene Pfähle verhinderten auch, dass ich mich aus meiner Lage fortwälzte. Auch als ich all meine Kraft zusammennahm, gelang es mir nicht, mich zu befreien.

„Lasst mich los – ich habe euch doch nichts getan. Und eure Schätze will ich nicht ...“, stieß ich hervor. Aber die Zwerge kümmerten sich nicht um meine Worte. Eine Art Oberzweig hatte sich direkt vor mir aufgebaut, schnitt ein grimmiges Gesicht und sagte mit eisiger Stimme: „Du bist in unser Gebiet eingedrungen und auf unseren Hügel gestiegen. Das kann nur mit der Absicht geschehen sein, uns zu bestehlen. Dein Leben ist verwirkt, so wahr ich *Balint*, der Anführer unseres Volkes bin. Wir werden Dir den Giftdorn verabreichen ...“.

Mir rieselte es kalt über den Rücken. Sollte ich von den aufgebrachten Zwergen für nichts und wieder nichts gemordet werden?

Doch dann kam alles ganz anders. Neben dem grimmigen Balint war ein anderer Zwerg aufgetaucht, der diesem aufgeregt ins Wort fiel: „Halt, lass ab von Deiner voreiligen Verurteilung. Dieser hier hat das Zeichen, das Zeichen unserer Herkunft!“

Auf diese Worte hin erhob sich ein allgemeines Durcheinander. Alle schrien durcheinander. Balint und der Zwerg, der vom Zeichen sprach – später stellte sich heraus, dass sein Name *Ohlin* war – verschwanden hinter meinen Rücken. Ich fühlte an meiner Hüfte ein Herumnesteln. Und dann: „Ja, hier ist es, das Mal unserer Vorfahren. Macht ihn los ...“.

In Windeseile wurde ich von den Ketten befreit und konnte mich aufsetzen. „Verzeih uns, Menschenkind, dass wir Dich gefangen genommen und beschuldigt hatten, uns Böses zu wollen. Aber dieses Zeichen beweist, dass Du einer von den unseren bist. Zwar keiner von uns Zwergen, aber von dem Volk, das vor langer Zeit gemeinsam mit uns aus unserem Ursprungsland bei Sonnenaufgang nach Westen gekommen ist“. Balint bot mir seine kleine Hand, die ich vorsichtig drückte. Die Zwerge umringten mich und erwiesen sich – ganz anders als zuvor – als äußerst zutraulich.

Des Rätsels Lösung erwies sich als ebenso einfach wie unerwartet. Zwerg Ohlin hatte auf meiner Hinterseite den Mongolenfleck entdeckt – ein Mal, welches in unserer Familie von Generation zu Generation auftauchte. Hätte sich nicht Hemd und Hose bei mir verschoben, so hätte ich wohl mit dem Giftdorn

unliebsame Bekanntschaft machen müssen. Wie doch der Zufall so spielt. Oder war es höhere Fügung? Denn die Entdeckung des ‚Zeichens‘ bildete nur den Auftakt einer ganzen Kette unwahrscheinlich anmutender Ereignisse.

Die Zwerge brachten aus ihrer Behausung, die sich offenbar unter uns im Hügel befand, Speis und Trank. Selten hatte ich so gut gegessen wie damals, wenn auch die Portionen klein waren und ich mich zurückhielt, da ich natürlich ein Vielfaches als jeder Zwerg zu mir nahm und die Großzügigkeit meiner neuen Freunde nicht ausbeuten wollte. Besonders gemundet hat mir der ausgezeichnete Rotwein. Balint ließ es sich nicht nehmen, mir diesen persönlich in einem funkelnden Kristallkrug zu reichen. Ich gestehe, dass ich rasch in einen außerordentlich beschwingten Zustand geriet. Anders konnte ich mir nicht erklären, dass ich bereitwillig und ohne weiteres Zögern, auf einen Vorschlag der Zwerge einging, der sich im Nachhinein als gar nicht ungefährlich erwies.

Mir war aufgefallen, dass Balint, Ohlin und ein paar andere Zwerge während des Essens ihre Köpfe zusammenstecken und tuschelten. Zuvor war Ohlin vor mich hingetreten und hatte mir lange tief in die Augen geblickt. Da ich seitlich ausgestreckt lag, machte es für ihn keine Schwierigkeit, mir auf Augenhöhe zu begegnen. Danach fragte er mich nach meinem Geburtstag, sah in einem dicken Wälzer, den er herbeigeschleppt hatte, nach, und nickte befriedigt. Schließlich fiel er mit der Tür ins Haus. Die Zwerge brauchten dringend meine Unterstützung. Sie fühlten sich in ihrer Existenz bedroht und hatten mich auserwählt, ihnen im Kampf gegen einen übermächtigen Gegner zu helfen.

Zur Untermauerung ihres Bittgesuches erzählten sie mir folgende Geschichte:

Vor hunderten von Jahren war ihr Volk aus dem Osten in unsere Gegend eingewandert. Nicht nur Menschenvölker wandern, nein auch Zwerge. Vor langer Zeit war also das Zwergvolk aus dem fernen Asien nach Europa eingewandert. Das war keineswegs reibungslos abgegangen. Die Vorfahren von Balints Zwergen hatten damals einen mächtigen Stamm als Gegner, dessen Führer ein gewisser *Durmitor* war. Die Feindseligkeiten, die für längere Zeit eingeschlafen waren, schienen in jüngster Zeit wieder aufgeflammt. Durmitors Bereich lag in einem ganz anderen Teil des Waldes. Aber – und jetzt kommt das auslösende Ereignis, welches den Stein offenbar ins Rollen gebracht hatte – diese Region des Waldes wurde nämlich geschlägert. Deshalb suchten Durmitors Leute neues Siedlungsgebiet, und die Auseinandersetzungen drohten erneut auszubrechen. Da aber Balints Volk zahlenmäßig unterlegen und auch schlechter ausgerüstet war, suchten meine Zwerge nach einem Ausweg. Eine Befragung der Orakel und das Studium alter Aufzeichnungen brachte sie auf die Idee, *Margard*, ihre ehemalige Prinzessin, um Hilfe bei der Bekämpfung ihrer Feinde zu bitten. Das Problem war nur, dass diese Margard vor langer Zeit verschwunden war. Hartnäckig hielt sich aber das Gerücht, dass sie sich ins Inneren eines Berges zurückgezogen hatte, zu welchem aber nur ganz bestimmte Personen Zugang hätten. Und ich sei – wie Ohlin herausgefunden haben wollte – ein solcher Mensch. Neben dem Mongolenfleck war es eine bestimmte Schattierung in der Regenbogenhaut meines linken Auges, welches mich zur Lösung einer derartigen Aufgabe als geeignet erscheinen ließ. Dass ich dazu noch an einem Sonntag zur Zeit der Frühlings-Tag- und-Nachtgleiche geboren war, würde – immer noch nach Zwerg Ohlins Meinung – ein derartiges Unterfangen aussichtsreich machen.

Ohlin, der offenbar eine Art Priesteramt bei seinem Volk bekleidete, verhehlte jedoch nicht, dass der Zugang zum Berg der Prinzessin selbst für derartige Auserwählte keineswegs einfach sei. Erst nach einer schwierigen Prozedur, die leicht fehlschlagen konnte, würde das Berginnere für mich zu

erreichen sein. Für Ohlin selbst, der kein Auserwählter war, war ein Zugang unmöglich. Aber er würde mich bis zum Eingang in den Berg begleiten.

Ja, und da sei noch eine Beschränkung. Der Zugang sei nur am Tag der Sonnersonnenwende möglich, und zwar von Sonnenaufgang bis –untergang. Wer bis dahin nicht das Berginnere verlassen hätte, müsste sieben Jahre drinnen verweilen.

Als mich die versammelten Zwerge dann erwartungsvoll ansahen – ich sollte quasi ihr letzter Rettungsanker sein – konnte ich nicht nein sagen. Die paar Krüge des schweren Rotweines – wenn auch von Zwergengröße – mögen wohl zusätzlich bei meiner Zusage ins Gewicht gefallen sein.

Und so fand ich mich vier Wochen später, knapp vorm längsten Tag des Jahres, wieder verabredungsgemäß beim Hügel der Zwerge ein, wo mich Ohlin schon erwartete. Eine Kette merkwürdiger Geschehnisse setzte sich fort.

3 Eine Flußfahrt

Neben Ohlin saß ein schwarzer Vogel. Die charakteristische weiße Musterung auf den Flügeln wies ihn als Elster aus. Sie schien von außergewöhnlicher Größe, besonders wenn man sie mit der Statur des Zwerges verglich.

„Dies ist die Elster *Schackerack*, sie wird uns bei unserem Unternehmen begleiten“, begrüßte mich Ohlin. Und wie zur Bestätigung entfaltete der Vogel seine Flügel, schlug mit ihnen und krächzte ein paar Mal wie zur Bestätigung.

„Bist Du bereit, oder hast Du es Dir inzwischen anders überlegt?“ setzte Ohlin fort. „Ich will euch helfen“, zerstreute ich seine Bedenken. „Habe es auch gar nicht anders erwartet. Als erstes müssen wir Dich auf Zwergengröße verkleinern, damit Du im Boot Platz hast“.

„Wie soll das gehen, und in welchem Boot?“ wollte ich wissen. „Das wirst Du gleich sehen“, erklärte Ohlin und führte mich auf die entgegengesetzte Seite des Hügels. Da sprudelte eine kleine Quelle zwischen den Steinen hervor.

„Die habe ich letztens gar nicht bemerkt“, wunderte ich mich. „Kannst Du auch gar nicht, denn sie gibt erst seit heute Wasser und wird gleich wieder versiegen nachdem es seinen Dienst getan hat“, antwortete Ohlin geheimnisvoll. „Trink daraus ...“.

Ich tat wie geheißen. Das Wasser war erfrischend und schmeckte leicht bitter. Als ich einige Schlucke getrunken hatte, fühlte ich ein Ziehen in den Gliedern, und eine Benommenheit bemächtigte sich meiner. Als ich wieder zu mir kam, lachte mich Ohlin in Augenhöhe an: ich war auf seine Größe geschrumpft.

„Und wie erreiche ich später wieder meine normale Größe?“ fragte ich mein Gegenüber besorgt. „Karah, Karah“, krächzte die Elster. „Das sollte kein Problem sein, da die Zwerge eine Wurzel kennen, die Dir wieder zur normale Gestalt verhilft“, fügte der Vogel hinzu. Schackerack konnte sprechen!

„Ja, die Elster kann reden und sie hat recht“, stimmte Ohlin zu. „Du wirst in nächster Zeit vieles Ungewöhnliche, ja Unglaubliches erleben, sodass Du erst gar nicht damit anfangen solltest, Dich zu wundern. Und jetzt geht’s auf mit unserer Fahrt zur blauen Wunderblume. Denn ohne diese kannst Du Margards Reich nicht betreten“.

Ohlin schulterte einen Rucksack und schlug einen kaum sichtbaren Pfad ein. Ich folgte, und die Elster Schackerack umkreiste uns, ab und zu tatendurstig krächzend. Im Vergleich mit uns Zwergen erschien sie mir jetzt riesengroß. Alles kam mir ungewohnt vor. Grasbüschel zu beiden Seiten waren teilweise höher als ich, während die Bäume des Waldes gigantisch in die Höhe ragten und sich im Dunkel des Laubdaches weit über uns verloren.

Nach einiger Zeit vernahm ich ein Rauschen, das sich bald verstärkte. Wir erreichten einen schnell fließenden Bach, den ich bei meiner normalen Größe mühelos hätte überspringen können. Ohlin stieg die tief eingeschnittene Uferböschung hinab. Unter einem Überhang schaukelte ein kleines Boot, das an einem im Felsen eingelassenen Ring mit einer Kette befestigt war.

„Hier siehst Du das Gefährt für unsere Reise zur Zwergenprinzessin. Ich werde das Steuer übernehmen, und Du die Ruder“, erklärte der Zwerg. Gesagt, getan – und während Schackerack flügelschlagend am Heck unseres Schiffleins neben Ohlin Platz nahm, stieß dieser vom Ufer ab. Sofort wurde das Boot von der Strömung erfasst, die es rasch ‚fluss‘abwärts führte. Denn für ‚uns‘ Zwerge handelte es sich bei diesem Gewässer um einen Fluss.

Die Navigation im rasch fließenden Gewässer gestaltete sich alles andere als einfach. Wir hatten zu achten, dass wir genügend weit von den Ufern weg blieben. Auch gelegentlich aus der Strömung aufragende Felskippen galt es zu umschiffen. Ohlin, der die Fahrt offenbar nicht zum ersten Mal unternahm, steuerte das Boot geschickt an den Fährnissen vorbei, sodass ich die Ruder kaum zum Einsatz bringen musste. Bei kritischen Stellen erhob sich die Elster in die Lüfte und flog vor uns her. Von oben konnte sie wohl gefährliche Untiefen vorab erkennen. An diesen Stellen verharrte sie flatternd in der Luft und wies uns durch lebhaftes

Krächzen, das wie ‚Schackerack, Schackerack‘ klang, darauf hin. Jetzt wurde mir auch klar, woher ihr Name herrührte. Ein paar Mal allerdings schrammte das Boot an Felsen entlang, aber es erwies sich zum Glück als stabil genug, um einem Scheitern zu entgehen.

Bald danach verbreitete sich unser Fluss und strömte nun langsamer dahin. Erst jetzt fand ich Zeit, die Ufer näher zu betrachten. Sie waren mit Moos, Gräsern und Sträuchern bewachsen. Spinnfäden mit Tautropfen spiegelten sich im Licht der noch nicht hoch stehenden Sonne. Als einmal das Steilufer zurücktrat, landeten wir in einer Bucht, die von niedrigen Fichtenbäumen bestanden waren, so niedlich, wie Weihnachtsbäume für Puppen. Glockenblumen und andere bunte Gewächse vervollständigten das liebliche Bild.

Ohlin sprang an Land, und wir zogen das Boot nach. Die Elster flog auf einen Stand von Farnkrautbüschen zu und krächzte aufmunternd. Als wir ihr folgten, bemerkten wir dahinter dichte Heidelbeersträucher, die Unmengen an Blaubeeren trugen.

„Hier werden die Blaubeeren so groß wie sonst nirgends, fast wie Kanonenkugeln“, schnalzte Ohlin mit der Zunge. Und wir verließen den Ort erst mit blauroten Mündern und Fingern, nachdem wir uns am Überfluss gütlich getan hatten, wobei sich auch die Elster keineswegs als Kostverächterin erwies. Nach etwa einem Dutzend Heidelbeeren waren wir allerdings satt. Man bedenke, dass die Früchte für Zwerge ja die Größe von Äpfeln besaßen.

Gegen Mittag geriet die Weiterfahrt ins Stocken, da die Strömung zunehmend nachließ. Der Fluss hatte sich zu einem kleinen See verbreitert, der zum Teil mit weißen und blaß-rosa Wasserrosen bedeckt war. Doch während ich die Szenerie bestaunte, holte mich Ohlin auf den Boden der Wirklichkeit zurück:

„Der Fluss teilt sich hier in mehrere Arme. An einem davon liegt eine Burg unserer Feinde. Sie bewachen die Stelle argwöhnisch, da sie in das von ihnen beanspruchte Gebiet führt. Wir müssen erkunden, welcher Arm die besten Chancen für ein Durchkommen bietet. Das sollst Du mit Hilfe von Schackerack tun. Ich bleibe einstweilen im Boot und achte, dass es nicht forttreibt“.

Bald wurde mir klar, wie der Erkundungsflug stattfinden sollte. Die Elster lud mich ein, auf ihrem Rücken Platz zu nehmen. Obwohl ich trotz meiner Verkleinerung nur wenig kleiner als der Vogel war, erhob er sich mit einigen Flügelschlägen leicht, fast spielerisch in die Lüfte, und ich konnte die Welt von oben sehen.

Unser Seerosenteich hatte vier Abflüsse. Einer davon endete nach kurzer Zeit an einem Sumpf. Am Ufer des breitesten Armes erkannte ich in einiger Entfernung auf einem kleinen Felsen eine Festung mit Türmen und Zinnen – offenbar der Sitz von Ohlins Feinden. Aber auch im dritten Flussarm schien kein Durchkommen möglich, da er mit einer Art Seil blockiert war. ‚Wie bei den Raubrittern an der Donau, die im Mittelalter in der Wachau die Schiffe mit einer Kette angehalten hatten‘, schoss es mir durch den Sinn.

Es verblieb ein letzter, schmaler Durchlass, der als einziger für eine unbehinderte Passage in Frage zu kommen schien. Bevor die Elster wieder zum Boot zurückkehrte, warf ich noch einen Blick in die Flussrichtung. Weit draußen lag eine Wasserfläche, viel größer als der Teich unter uns, auf dem uns Ohlin schon neugierig erwartete. Dahinter erstreckte sich, halb von Dunstwolken verdeckt, ein fernes Bergmassiv.

Die Landung ging anstandslos vonstatten. Ich bedauerte nur, dass es unsere Situation nicht erlaubte, den Flug mehr zu genießen. Der Ausblick auf die

Umgebung – Flussarme, Sumpf, Wiesen und Wälder, war beeindruckend gewesen. Ohlin schien meine Gedanken zu erraten und meinte: „Wenn wir unsere Arbeit getan haben, wird Dich unser Schackerack zu einem längeren Freiflug mitnehmen, sodass Du unser schönes Land genauer betrachten kannst“. Und die Elster, die trotz ihres Lastfluges nicht erschöpft wirkte, krächzte zustimmend und pickte mich mit ihrem Schnabel aufmunternd in die Seite. Spätestens seit damals hatte ich den Vogel sehr ins Herz geschlossen ...

Mit ein paar Ruderschlägen und unseren geschickten Steuermann gelangten wir in den richtigen Flussarm. Der erwies sich als ziemlich schmal und stellenweise auch so seicht, dass das Durchkommen nicht einfach war. Inzwischen säumte auch hohes Schilf die Ufer unseres Rinnsals. Infolge der geringen Strömung hatte ich gewaltig zu rudern. Da die Sonne schon hoch stand, geriet ich gehörig ins Schwitzen.

4 Wundervogel und Wunderblume

Endlich – es mochten schon Stunden vergangen sein – nahm die Strömung zu, und auch unser Gewässer wurde wieder breiter. Schon hoffte ich auf ein Ende der Plackerei. Als ich mich umwandte, um dies Ohlin mitzuteilen, sah ich, dass wir von einem Boot verfolgt wurden. Und ein zweites brach eben dahinter aus dem Schilfgürtel hervor. Beide Schiffe waren mit Zwergen besetzt, deren kriegerische Absicht offenkundig war. Ihre Rüstungen blinkten drohend im Sonnenlicht. Ich erkannte, dass sie mit Speeren und Schwertern bewaffnet waren. Wir waren entdeckt!

Ohlin wusste meinen entsetzten Gesichtsausdruck wohl zu deuten. Er wandte sich um und sagte mit bemerkenswerter Gefasstheit: „Das sind Durmitors

Krieger. Ich habe sie schon erwartet – mich wundert nur, dass sie uns so spät entdeckt haben. Jetzt, da wir schon so weit gelangt sind, haben wir eine echte Chance durchzukommen. Wir müssen rudern, rudern wie die Teufel“. Mit diesen Worten verließ er das Steuer, kam zu mir auf die Ruderbank und ergriff eines der beiden Ruder. Das Boot machte gleichsam einen Satz nach vorne und schoss mit doppelter Geschwindigkeit zwischen den Schiffswänden dahin. Die Elster, die ohne Weiteres das Steuer übernommen hatte, begann mit einem Schmähesang auf unsere Feinde. Ihr Krächzen tönte schauerlich, war aber nicht zum Fürchten, sondern klang eher lächerlich. Wenn die Situation nicht so brenzlich gewesen wäre, so hätte ich das Lachen kaum zurückhalten können.

Trotz unserer gesteigerten Geschwindigkeit kamen die beiden feindlichen Boote näher. Jedes von ihnen wurde von mindestens vier Ruderern bewegt. Am Bug standen Bogenschützen bereit. In ihren schwarzen Rüstungen wirkten sie bedrohlich. Noch konnten sie uns mit ihren Pfeilen nicht erreichen, aber lange würde es nicht mehr dauern, dass sie in Schussnähe kamen. Was dann ...?

Inzwischen hatte sich die Strömung beträchtlich verstärkt, was unsere Geschwindigkeit steigerte. Doch das kam auch unseren Verfolgern zugute.

Wir ruderten mit größter Anstrengung. Ungeahnte Kräfte wurden frei – doch wie lange würden wir das durchhalten? Schon klatschten einzelne Pfeile neben uns ins Wasser.

Da – ein Ruck und ein Scheren am Boden unseres Bootes. Es war aufgelaufen. Rasch näherten sich die Verfolger. Ich erwartete einen Pfeilhagel, aber nichts geschah. Als ich mich umwandte erkannte ich, dass die Elster am Bootsende

ihre Flügel weit ausgebreitet hatte und so die Pfeile von uns abhielt. Aber würde der Vogel nicht verletzt werden?

„Der gute Schackerack ist ein praktisch ausgestatteter Wundervogel, der vielerlei Überraschungen birgt“, stieß Ohlin hervor. „Seine Flügel sind mit einer undurchdringlichen Schicht von einer Art Pech versehen, an der die Pfeile wirkungslos abgleiten. Nur die Augen sind verwundbar, aber Du siehst ja, die Elster hat ihren Kopf eingezogen und zwischen den Flügeln verborgen“.

Mit vereinten Kräften gelang es Freund Ohlin und mir, den Kahn wieder flott zu bekommen, ehe uns die Feinde erreichten. Von deren Lanzen und Schwertern hätte uns wohl auch die Wunderelster nicht bewahren können.

Die Barriere, von der wir uns eben befreit hatten, erwies sich aber auch als Vorteil. Denn während wir emsig weiter ruderten, bemerkten wir zu unserer Freude, dass für die beiden Boote unserer Verfolger das Hindernis als unpassierbar war. Waren die Boote zu groß oder lagen sie zu tief, weil sie zu stark bemannt waren? Wie auch immer, da auch die Strömung wieder stärker wurde, waren wir die Angreifer bald los. Das enttäuschte Schreien der Durmitors verklang in der Ferne.

*

Nach rascher Weiterfahrt erreichten wir bald den See, den ich zuvor beim Flug mit der Elster erspäht hatte. Für Zwerge besaß das Wasser eine ziemliche Ausdehnung, während es für Menschen wohl nur als großer Teil gelten mochte.

Jetzt richtete Ohlin einen kleinen Mast mit einem Segel auf, den ich zuvor unter die Ruderbank gar nicht bemerkt hatte. Der Wind wehte günstig, und bald erreichten wir eine kleine Insel, die nahe am jenseitigen Ufer lag.

„In Wirklichkeit handelt es sich hier um eine Halbinsel, die nur mit einer schmalen Landenge mit dem Ufer verbunden ist. Auf ihr wächst die blaue Wunderblume, mittels derer besonders Erwählte Zutritt zu Margards Reich erhalten ...“.

„Und Du bist der Erwählte“, krächzte Schackerack aufgeregt. „Ich bin mitgekommen, um Dich zur Blume zu führen und werde Dich auch zur Zwergenprinzessin begleiten. Ohlin muss leider zurückbleiben – für ihn ist diese Region tabu“.

„Ja, so ist es“, gestand der Zwerg traurig. „Aber ich werde am Ufer beim Boot warten, bis ihr zurückkommt“.

Inzwischen nahte der Abend und wir näherten uns dem Ufer. Gemeinsam mit Ohlin zog ich das Boot an Land. Bald flackerte ein kleines Feuer und wir verzehrten ein karges Mahl. Jeder bekam ein Stück Brot, mit einem kleinen Stück wohlschmeckender Wurst. Dazu kochten wir Tee mit dem Wasser aus dem See.

Als wir uns gesättigt hatten, erklärte die Elster die weitere Vorgangsweise: „Am Beginn der Johannisnacht, zur Geisterstunde, blüht die Wunderblume. Nur wer zum Kreis der Auserwählten zählt und sie zur rechten Zeit findet, kann sie pflücken“.

Bis Mitternacht war es noch lange. Der Vollmond war aufgegangen und warf sein Licht auf das Wasser des Sees. „Die Straße zum Mond“, hatte es meine

Großmutter genannt. Voll Wehmut dachte ich an die liebe alte Frau zurück, die mir immer Märchen erzählt und vieles beigebracht hatte.

Aber dann hatte das Warten ein Ende. Ohlin löschte das Feuer und mahnte die Elster und mich zum Aufbruch. Die Elster flog voraus, und nach wenigen Minuten erreichten wir, sanft ansteigend, die Mitte der Halbinsel. Sie bestand aus einem Hügel, der von halbhochem Gras bewachsen war. Im Schein des Mondes konnte man erkennen, dass die Bezeichnung Insel eigentlich gerechtfertigt war. Denn sie war nahezu kreisrund und mit einer ganz schmalen, tiefliegenden Landbrücke mit dem Ufer dahinter verbunden.

„Wenn der See viel Wasser hat, etwa zur Zeit der Schneeschmelze, dann verschwindet die Landverbindung unter Wasser und es ist tatsächlich eine Insel“, erklärte mir Schackerack.

„Schön und gut, aber wo finde ich die Wunderblume?“ wollte ich keine Zeit verlieren. „Ganz nahe von hier“, antwortete die Elster „Du brauchst nur dem Duft zu folgen“.

Und in der Tat lag ein gar lieblicher Geruch in der Luft. Nicht weit vom flachen Haupt des Hügels sah ich sie dann im Mondlicht, eine enzianblaue Blume, eher unscheinbar, aber betäubend riechend.

„Pflück sie, denn Du bist auserwählt dazu“, krächzte Schackerack. Als ich es tat, breitete sich bei der ersten Berührung des Stängels ein wohliges, nie gekanntes Gefühl in mir aus ...

Die Elster, die mich dabei genau ins Auge fasste, kommentierte dies so: „Ja, wenn man die Wunderblume bei sich trägt, verbreitet sie ein starkes Glücksgefühl. Aber nur so lange sie blüht, und das tut sie genau einen Tag, dann verwelkt sie“.

„Und jetzt?“ fragte ich, ganz benommen vor Glück. „Jetzt gehen wir zum Berg zur Prinzessin“, entgegnete Schackerack. „Heute ist Johannistag, und ab Sonnenaufgang öffnet die Blume den Berg einen Tag lang“.

Der Mond hatte den höchsten Punkt seiner Bahn durchlaufen und begann zu sinken. Doch noch verbreitete er genug Helligkeit, sodass wir unseren Weiterweg ohne Probleme finden könnten. Die Landbrücke war sumpfig und erhob sich nur knapp über den Spiegel des Sees. Dahinter stieg das Gelände steil an. Seltsame Steinformen standen herum, manche erinnerten in frappanter Weise an Reiter auf Pferden – alles in Zwergengröße.

„Durmitors Heer“, krächzte die Elster. Aber auf meine Frage, was sie damit meinte, blieb sie – ungewohnt für ihr stets eher vorlautes Verhalten – schweigsam.

Nach einem schweißtreibenden Aufstieg erreichten wir in der Morgendämmerung eine Felswand. Knapp über dem Horizont stehend neigte sich der Vollmond dem Untergang zu. Gerade gegenüber schickte sich die Sonne an aufzugehen.

„Es ist an der Zeit. Wenn sich jetzt der Berg öffnet, können wir bis Sonnenuntergang drinnen bleiben – kürzer schon, aber nicht länger. Behalte das wohl im Gedächtnis, Konrad“, mahnte mich der Vogel in ungewohnter Eindringlichkeit.

Der Ort, zu dem mich Schackerack geführt hatte, unterschied sich durch nichts von der übrigen Felsbarriere.

„Hebe die Blume und wünsche Dir ganz fest, dass sich der Berg öffnet“, empfahl mir die Elster. Ich tat es, und ein dumpfes, leises Grollen ertönte, das aus dem Inneren des Berges zu kommen schien. Zur gleichen Zeit öffnete sich ein schmaler Spalt am Fuße der Wand, gerade groß genug, um die Elster und mich (in Zwergengröße!) durchzulassen.

Als ich zögerte, flatterte Schackerack mutig voran. „Komm, komm – wir müssen die Zeit, die zur Verfügung steht, nützen!“ Als ich folgte, konnte ich erst allmählich merken, dass wir uns in einer Art Vorraum befanden. Der wurde durch das Tageslicht, welches durch den Felsspalt einfiel, in Halbdunkel gehüllt. Dennoch nahm ich einige Fackeln wahr, die am Boden lagen. Da auch Zündhölzer vorhanden waren, hatten wir genügend Licht, um weiter ins Berginnere vorzudringen.

5 Die drei Versuchungen

Der Gang, dem wir folgten, öffnete sich schon bald zu einem Raum. Seltsamerweise war er erleuchtet, sodass ich meine Fackel wegstecken konnte. Ich vermochte zwar nicht zu erkennen, woher das Licht stammte – dafür sah ich etwas anderes, das mich sofort heiter stimmte.

In der Mitte des Raumes stand ein mit Speisen reich gedeckter Tisch. Ein herrlicher Duft verbreitete sich, und ich konnte unschwer erkennen, dass auch meine Lieblingsspeisen vorhanden war, nämlich Gänsebraten. Als Mutter noch bei uns war, gab es solchen zu Weihnachten, und ich verband gar liebliche

Erinnerungen mit diesem Gericht. Ich bemerkte noch weitere Köstlichkeiten am Tisch, dampfenden Schweinsbraten mit Knödel und Kraut, gold-braun panierte Wiener Schnitzel und so weiter. Aber die Gans stach mir vor allem ins Auge, und ich beschloß, mit ihr zu beginnen. Denn ich fühlte ganz großen Hunger, hatte ich doch seit gestern Abend nichts mehr gegessen.

Schon wollte ich mich zu Tisch setzen, als die Elster Einspruch erhob: „Denke daran, Konrad, weswegen wir hier sind. Unser Weg ist noch lang, laß Dich nicht von leiblichen Genüsse von unserem hehren Ziel ablenken, die Prinzessin zu finden“.

Widerwillig gehorchte ich. Schackerack hatte ja recht, wir durften keine Zeit versäumen. Aber zumindest eine Gänsekeule wollte ich mir mit auf den Weiterzug nehmen. Aber das mahnende Gekrächze des Vogels hielt mich auch davon ab.

Mit knurrendem Magen und nicht allzu guter Laune schritt ich im Schein der Fackel den Gang weiter. Der Bratenduft verfolgte uns noch eine Weile.

Doch dann lenkte mich ein schillernder Lichtschein vor uns ab. Schackerack schlug wieder einmal aufgeregt mit den Flügeln: „Die zweite Versuchung auf dem Wege zur Prinzessin. Hoffentlich fällst Du dieser nicht zum Opfer ...“. Bald erkannte ich die Ursache des Funkelns vor mir. In der sich nun öffnenden Kammer waren Gold, Silber und Edelsteine aufgehäuft. Die gleiche unerklärliche Lichtquelle spiegelt sich in diesen Preziosen.

Ich hatte nie zuvor Ähnliches gesehen und blieb wie gebannt stehen. „Du kannst Deine Taschen mit den Schätzen füllen und umkehren, oder weitergehen zur Prinzessin“ stellte die Elster mich vor die Wahl.

Komischerweise fiel mir hier die Entscheidung leichter als in der ersten Kammer. Eine gebratene Gans gab es zu Weihnachten, aber Goldmünzen und Juwelen – das passte einfach nicht in unsere Familie. „Gehen wir weiter – ich kann mir nicht nehmen, was mir nicht gehört“. Und so ließen wir auch die Schatzkammer hinter uns, während Schackerack befriedigt so etwas wie ‚braver Bub‘ krächzte.

„Aller guter Dinge sind drei“, meinte ich. „Nach dem ‚Tischlein Deck Dich‘ und dem Schatz – was will mich noch von unserem Ziel abhalten?“

„Die letzte Versuchung ist die schwerste“, antwortete die Elster. „Und ich bin ich mir keineswegs sicher, ob Du sie bestehen wirst“. Und so war es.

Beim Weitergehen verstärkte sich ein Rauschen, das ich schon seit geraumer Zeit vernommen hatte. Der Gang wurde breiter und führte in eine Halle. Hier herrschte kein Lichtschein. Meine Fackel, die ich wieder entzündete, vermochte Decke und Wände des Raumes nicht auszuleuchten, aber sie schien größer zu sein, als die beiden Kammern zuvor.

Ein unterirdischer Bach strömte zu unserer Linken und verschwand im Felsen. Am jenseitigen Ufer glomm ein diffuses Licht, das rasch an Stärke zunahm. Undeutlich konnte ich mehrere Gestalten erkennen. Es war eine Gesellschaft bei der Jause. Die Leute aßen Kuchen und tranken Tee. Diese Szene erinnerte mich an irgendetwas, das ich schon einmal gesehen hatte – wann war das gewesen?

Und dann durchzuckte mich jäh die Erinnerung. Ich erkannte zwei der Personen am Tisch. Die eine war meine Mutter, die andere meine Schwester! Beide hatten mich bemerkt und winkten mir freudig zu. Offenbar wollten sie, dass ich zu ihnen komme.

Ohne mich weiter zu besinnen, schickte ich mich an, den vorüberrauschenden Bach zu durchschreiten. Meine liebe Mutter! Wie sehr hatte ich sie vermisst, seit sie vor ein paar Jahren von uns gegangen war. Und mein liebes Schwesterlein! Aber war sie nicht schon lange tot? Und wie konnte sie so aussehen, wie damals, als sie gestorben war?

„Ein Trugbild, vorgegaukelt vom Berggeist um Dich von Deinen Aufgaben abzulenken“, stieß die Elster so aufgeregt hervor, dass ich sie kaum verstehen konnte. „Kennst Du das Bild nicht aus Deiner Erinnerung, Konrad“, fuhr Schackerack fort. „Deine Mutter sieht aus, so wie vor Jahren, als sie euch verlassen hat. Und Deine Schwester ebenso – es ist Schimäre, die Dir vorgegaukelt wird, keine Wirklichkeit“.

Ich war hin- und hergerissen. Einerseits klang die Erklärung der Elster logisch, auf der anderen Seite aber winkten Mutter und Schwester, baten mich zu ihnen zu kommen.

Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich kannte das Bild aus meinen Träumen. Von dieser Szene hatte ich gleich nach dem Verlust von Mutter und Schwester geträumt ...

„Die Szene spiegelt nur Deine Wünsche wieder. So wie Du die beiden in Erinnerung behalten hast, möchtest Du sie wieder haben“, erklärte Schackerack. „Aber die Wirklichkeit sieht anders aus – und wir müssen uns stellen ...“.

Traurig schickte ich mich an, dem Rat der klugen Elster zu folgen. Und Da begann das Bild zu zerfließen, erst löste es sich langsam an den Rändern auf, dann zunehmend schneller, und die Gesellschaft verschwand im Dunkeln.

6 Der gläserne Sarg

„Nachdem Du den drei Versuchungen mit solcher Entschlossenheit widerstanden hast, wartet nur noch eine einzige Prüfung auf Dich“, erklärte mir die Elster am Weiterweg. „Bei ihrer Bewältigung darf ich Dir aber nicht behilflich sein – Du musst sie ganz alleine bestehen“.

Nach wenigen weiteren Schritten erreichten wir eine Halle von schier riesigem Ausmaß. Eine große Lampe, die von der weit entfernten Decke hing, tauchte die Landschaft in ihr mildes Licht.

„Das Reich der Prinzessin Margard, beschienen von einer künstlichen Sonne. Alles ist künstlich in dieser Welt im Inneren des Berges, erschaffen von dessen Geist“, stellte Schackerack fest.

Ich verstand erst nicht. Aber dann wies mich die Elster auf die künstlichen Bäume hin, deren Rinde aus Leder bestand, mit Blättern aus grünem Glas. Verschiedenfarbige Blumen standen da, aber sie waren aus Glas, Edelsteinen und Gold. Die Bäche waren aus Glas, und selbst die Felsen schienen künstlich geschaffen.

Vorne tauchte ein schloßartiges Gebäude auf mit einem Portal, umrahmt von kriegerisch aussehenden Figuren. „Der Palast der Zwergenprinzessin“, erklärte Schackerack „– eigentlich ihr Mausoleum ...“.

Beim Durchschreiten des Tores bemächtigte sich meiner ein beklemmendes Gefühl. „Mausoleum, ist das nicht ein Gebäude mit einem Grab?“ fragte ich die Elster. Doch der Vogel hüllte sich in Schweigen.

Vom Vorraum des Palastes gelangten wir in den Thronsaal, dessen prächtige Einrichtung mir zunächst ins Auge stach. Doch dann erkannte ich am oberen Ende des Saales, direkt vor dem Thronessel, ein glitzerndes Etwas, in dem sich das Licht mehrerer Deckenlampen spiegelte.

Beim Näherkommen erkannte ich zu meiner Bestürzung – *einen gläsernen Sarg*. Er ruhte auf einem Unterbau, zu dem einige Stufen führten. Darin liegend – eine wunderschöne Frau. Ihre rötlich schimmernden Haare lagen weit ausgebreitet, fächerartig auf einem weißen Kissen. Ihr Gesicht war von einer fahlen Blässe, aber sonst wirkte sie, als schliefe sie nur und könnte jederzeit aufwachen.

„Margard, die Zwergenprinzessin? Ist sie tot?“ wandte ich mich fragend an Schackerack. Doch die Elster zuckte nur mit den Flügelansätzen und legte dabei die Spitze eines Flügels an ihren Schnabel. Ich verstand die Geste – dem Vogel war ein Schweigegebot auferlegt.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf die Prinzessin. Denn zweifelsfrei war sie es. Margard trug ein Kleid von weißem Atlas, und ihre schmalen Hände waren über der Brust gefaltet. Ihre Wangen waren wachsbleich. Als ich mich dem Sarg näherte, ertönte ein eigenartiges Knarren und plötzlich sprang der Glasdeckel auf.

Ich erstarrte vor Schreck und war unfähig mich zu bewegen. Es dauerte Minuten, bis ich mich fasste. Als ich mich dann wieder über die Prinzessin beugte, schlug mir ein eisiger Hauch entgegen. Ein Grauen erfasste mich, ich taumelte zurück, und sank an den Stufen zum Sarg nieder.

Vor ferne vernahm ich einen leisen Donner gefolgt vom Krächzen der Elster. Es klang so ähnlich wie ‚S’ist Zeit, s’ist Zeit ...!‘

So seltsam das klingen mag: der Donner und die Vogelstimme, ich empfand sie beide als Warnung, mich zu besinnen. Und genau das war es, was ich tat.

Ich gab mir einen Ruck und schob den Deckel vom Sarg. Mit lautem Krach fiel er zu Boden und zerbarst dort in tausend Stücke.

Täuschte ich mich, oder war die Totenblässe auf Margards Antlitz beim Aufprall des Deckels am Boden einem Hauch von Leben gewichen?

Was mir nun in den Sinn kam, war wohl Eingebung von oben. Eine innere Stimme befahl mir, die Prinzessin zu küssen. Ich beugte mich tief über sie, legte meine Lippen auf die ihren und küsste sie.

Wohl wehte mir wieder Eiseskälte entgegen, aber das Schaudern, das mich zuvor bis in die tiefste Seele erfasst hatte, unterblieb.

Und siehe – der Kuss zeigte eine Wirkung, an die ich mich erinnern werde, so lange ich lebe: Die Brust der Prinzessin begann sich plötzlich zu heben und zu senken und sie schlug die Augen auf. Noch heute sehe ich ihre dunkelblauen

Augen vor mir, in denen sich der erschreckte Ausdruck meines Gesichtes spiegelte.

„Endlich ist er da, mein Retter“, sagte sie mit wohlklingender Stimme. „Sieben mal sieben Jahre war ich in den Sarg verbannt. Doch nun, da Du mich geküsst hast, ist der Fluch von mir genommen“.

Und gewandt, als hätte sie nicht ein halbes Jahrtausend gelegen, erhob sie sich aus dem gläsernen Gehäuse. „Leb wohl, Sarg, Du bist jetzt überflüssig“, gab sie ihm einen leichten Stoß. Und nach dem Deckel zerbrach nun auch der gläserne Sarg beim Aufprall auf dem Steinboden.

Am Fuß der Stufen zum Podest, auf dem der Sarg geruht hatte, standen wir uns gegenüber. Ich hatte Muße, sie genauer zu betrachten. Ihr ebenmäßiges Gesicht war wunderschön. Ich konnte ganz feine Fältchen wahrnehmen, die allerdings bei der diffusen Beleuchtung der künstlichen Sonne kaum merkbar waren.

„Mein Retter – wie danke ich Dir“, wandte sie sich voll Innigkeit an mich und reichte mir beide Hände. „Wie sehr habe ich auf Dich gewartet – und nun bist Du zu mir vorgedrungen – trotz all der Versuchungen, die Dich abzuhalten trachteten“.

Ihr Dankeslob machte mich verlegen. Um davon abzulenken, wollte ich Margard den Zweck meines Hierseins erklären. Aber als ich damit begann, unterbrach mich die Elster flügelschlagend: „Das brauchst Du nicht, Konrad. Die Prinzessin weiß all das. Bitte sie einfach, mit uns zu kommen, um ihr Volk zu retten ...“.

„Gemach, lieber Vogel, soweit sind wir noch nicht. Ich will Konrad erst meine Geschichte erzählen, damit ihr meinen Entschluß verstehen könnt“.

7 Margards Erzählung

Die Prinzessin führte uns weiter. In einer Ecke des Saales, nicht weit vom Thron, standen mehrere bequeme Stühle und ein Tisch.

Auf ein Zeichen Margards kamen drei Pinguine anstolziert. Mit ihrer schwarz-weißen Musterung und ihrem stolzen Gehaben glichen sie Oberkellnern. Sie servierten auf einigen silbernen Platten Kristallgläser, in welche sie rot funkelnden Wein eingossen. Auch ein paar leckere Naschereien wurden auf den Tisch gestellt.

Der Wein, der wie Feuer durch meine Adern rollte, belebte meine Sinne. Zum zweiten Mal in meinem Leben bekam ich Wein zu trinken.

„Die Pinguine sind künstliche Vögel“, beeilte sich die Elster ihre Verachtung Ausdruck zu verleihen. „Die ganze unterirdische Welt ist künstlich angelegt“.

„Ja, Du hast natürlich recht, lieber natürlicher Vogel Schackerack“, gestand die Prinzessin. „Und ich werde euch nun erklären, welche Bewandtnis es damit hat. Dazu muss ich aber etwas weiter ausholen“.

„Vor langer Zeit lebten zwei Zwergenvölker nebeneinander in Frieden. Beide waren aus dem fernen Osten in dieser Gegend gekommen. Der Wald war

groß genug für beide Völker, und das Land menschenleer, sodass auch von dieser Seite keine Störung zu befürchten war.

Mein Vater *Balaban* war der König des einen Volkes. Ich wuchs wohlbehütet auf, und da ich keine Geschwister hatte, war ich als Prinzessin zur Nachfolgerin meines Vaters ausersehen.

Der Fürst des anderen Stammes, *Durmitor* mit Namen, warb um mich. Vermutlich begehrte er mich zu seiner Frau, um sein Königreich zu vergrößern. Mein Vater überließ die Entscheidung mir. Da ich *Durmitor* verabscheute, lehnte ich sein Angebot ab.

Nach einer kurzen Pause, in der wir uns an den Köstlichkeiten stärkten, welche von den Pinguinen ergänzt wurden, setzte *Margard* ihre Erzählung fort.

„*Durmitor* war ein schlechter Mensch. Aber auch wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich ihn abgelehnt. Denn obwohl ich damals blutjung war, hatte ich mein Herz bereits an einen anderen verloren ...“. Die Prinzessin seufzte tief auf.

„*Ogulin* war der Erwählte. Ein tapferer Krieger, Mitglied der Palastwache, die große Liebe meines Lebens. Er liebte mich wieder, aber unserer Verbindung war kein Segen beschieden. Als *Durmitors* Werben abschlägig beschieden wurde, ließ er *Ogulin* töten. Und überzog unser Land mit Krieg. Mein Vater verlor sein Leben in der Entscheidungsschlacht. Mir gelang zwar die Flucht, aber *Durmitor* verfolgte mich mit seinen Mannen. Meine Flucht hatte an der Felswand ein Ende. Als *Durmitor* und seine Häscher mich schon fast eingeholt hatten, warf ich mich zu Boden und flehte um Hilfe. Der Geist des Berges, in dem wir uns jetzt befinden,

erhörte mich und bot mir Schutz im Bergesinneren an. Als sich die Truppe meiner Verfolger näherte, öffnete sich ein Spalt im Berg und ich konnte mich retten.

Rasend vor Enttäuschung über diese Wendung, zürnte Durmitor dem Berggeist und forderte ihn zum Kampf heraus. Doch der machte kurzen Prozeß und ließ ihn und seine Armee zu Stein erstarren. Vermutlich habt ihr die Männer mit ihren Pferden vor dem Berg sehen können ...“.

„Ich glaubte mich gerettet“, setzte Margard fort, „Doch wie enttäuscht war ich, als der Berggeist als Lohn für seine Tat verlangte, dass ich ihm angehören sollte. Als ich mich ihm verweigerte, verbannte er mich in die künstliche, unterirdische Welt. Und als er merkte, dass ich ihn auch dann nicht erhörte, wurde er zornig und ich fand mich in dem gläsernen Sarg wieder. Erst wenn mich ein Menschenkind, welches unter ganz speziellen Aspekten geboren war, wachküssen würde, wäre der Fluch von mir genommen. Und dann kamst Du, lieber Konrad ...“.

Margard hielt erschöpft inne. Die Wiedergabe all der Ereignisse hatte sie sichtlich angestrengt. Ihre Erzählung hatte mich tief beeindruckt.

„Ein hartes Los, das Du erdulden musstest, Prinzessin“, entgegnete ich. „Aber nun kommst Du mit uns ins Freie, zu Deinem Volk. In ihrer Erinnerung lebst Du fort, sie haben Dich nicht vergessen. Alles wird wieder gut ...“.

Ich erwartete ihre freudige Zustimmung, hatte mich aber getäuscht. Nach einer längeren Pause schüttelte Margard bestimmt den Kopf. „Nein, mein Freund und Retter. Ich bleibe wo ich bin, in meiner künstlichen Welt. Mein Leben ist vorbei, war es in dem Moment, als mir Ogulin genommen wurde. Durmitor und

der Berggeist – beide sind nicht wirklich wichtig gewesen. Und die Welt da draußen – sie ist es auch nicht mehr ...“.

Ich erhob Einwände, musste aber bald einsehen, dass sie vergebens waren.

8 Der Karfunkelstein

„Schade, dass Du nicht mitkommst und Dich an die Spitze Deines Volkes stellst“, sagte ich traurig. „Deine Hilfe im Kampf mit Durmator wäre für sie wichtig gewesen. Also bin ich umsonst zu Dir gekommen ...“.

„Keineswegs, mein lieber Konrad“, antwortete die Prinzessin. „Deine Tapferkeit soll nicht unbelohnt bleiben. Hier, dieser Karfunkelstein wird unserem Volk die Rettung bringen“. Dabei zog sie einen Edelstein aus ihrer Tasche, der im Lichte der künstlichen Sonne grün aufblitzte.

„Dieser Smaragd stammt von unseren Vorfahren aus dem Osten. Er besitzt magische Kräfte. Wenn Balint ihn am Helm trägt, so wird er den Kampf gegen jeden Gegner gewinnen“.

Sie überreichte mir den glitzernden Edelstein. Ich sah, dass er an einer silbernen Kette befestigt war. „Bewahre den Karfunkelstein gut auf, Ohlin wird ihn Balint geben – und der wird mit diesem Talisman siegreich sein. Ich werde im Geiste bei euch sein“. Ich neigte mein Haupt, und sie hängte mir die Kette um den Hals. Die Elster Schackerack schlug zur Zustimmung mit beiden Flügeln und krächzte begeistert.

Wie schon zuvor erklang ein fernes Donnerröllen, diesmal deutlich lauter als vor dem Kuß im gläsernen Sarg.

„Du musst zurück! Und zwar schleunigst“, sorgte sich die Prinzessin um mich. „Wenn Du die Frist versäumst, so schließt sich der Berg und Du musst sieben Jahre hier bleiben“. Keine verlockende Aussicht, schoß es mir durch den Sinn – trotz der zauberhaften Margard. Tagein-tagaus unter der künstlichen Sonne, umringt von künstlichen Blumen, auch wenn sie aus Edelsteinen waren.

Auch Schackerack mahnte zum Aufbruch. „S' ist Zeit, s'ist Zeit“, krächzte sie aufgeregt. Wir eilten so rasch wir konnten zurück, gefolgt von Margard.

Da krachte der dritte Donnerschlag. Die Höhle erhellte sich gleichzeitig taghell vom Blitz. Dies bewies zwar, dass wir schon nahe beim Ausgang waren – aber jetzt hob ein dumpfes Grollen an, das direkt auch dem Berginneren zu kommen schien.

„Schnell, schnell“, stieß die Zwergenprinzessin atemlos hervor – oder willst Du bei mir bleiben, mein lieber Konrad?“ Dabei schaute sie mich so innig an, dass mir so warm ums Herz wurde, wie nie zuvor und erst lange danach, als ich dann als Jüngling meine Herzallerliebste heimführte. Trotz ihrer Aufforderung zur Eile waren wir beide stehen geblieben. Das Grollen im Berg war uns in diesem Augenblick egal. In diesem einen Moment war die Welt im Gleichgewicht.

Und dann – das Dröhnen im Berg nahm zu, Blitze zuckten, gefolgt von krachendem Donner, schlang Margard die Arme um mich. Sie blickte mir tief in die Augen – Elster, Zwerge, Gewitter, Berg, selbst Karfunkelstein waren vergessen ...

Da begann sich plötzlich das Gesicht der Zwergenprinzessin zu drehen – zuerst langsam, dann immer schneller. Die Welt um mich wurde zu einer Spirale, in die ich versank ...

*

Kalte Regentropfen klatschten auf meine Stirn. Das war das erste, das ich fühlte, als ich wieder zu mir kam. Die getreue Elster Schackerack schlug vor mir aufgeregt mit den Flügeln. Als sie sah, dass ich die Augen aufschlug, krächzte sie „Gott sei dank, dass Du wieder bei Dir bist. Wenn uns die Prinzessin nicht buchstäblich in letzter Minute, bevor sich das Felsentor schloß, hinausgestoßen hätte, wären wir für sieben Jahre im Berginneren gefangen gewesen“.

Mit gemischten Gefühlen begann ich meine Gedanken zu ordnen. Einerseits war mein Herz schwer, dass ich nun von Margard getrennt war. Aber bald überwog die Freude, wieder in Freiheit zu sein, auch wenn diese zur Zeit naß und kühl war.

Das Gewitter war abgezogen und hatte einem Landregen Platz gemacht. Ich rappelte mich auf. War das alles vielleicht nur ein Traum gewesen? Die kluge Elster schien meine Gedanken zu erraten. „Unsinn“, krächzte sie, „wir haben das alles wirklich erlebt. Der Karfunkelstein ist der beste Beweis hierfür“. Und tatsächlich – an meiner Brust baumelte grün schillernd der Stein an der Kette, die mir die Prinzessin angelegt hatte.

„Wir müssen zu Ohlin, um ihm das Ding zu zeigen“, regte ich an. „Wenn Margards Ankündigung stimmt, dann haben seine Zwerge damit ein Siegespfand“.

In der anbrechenden Nacht eilten wir den Weg zum Seeufer zurück, wo uns Ohlin schon ungeduldig erwartete. Er war zwar enttäuscht, dass die Prinzessin nicht mitgekommen war. Aber als wir ihm den Karfunkelstein zeigten, leuchteten seine Augen hoffnungsfroh auf. „Von diesem Kleinod hat mir mein Großvater erzählt. Er sollte alle Schwierigkeiten aus dem Weg räumen ...“.

Und so war es dann auch. Zunächst gestaltete sich die Rückfahrt in unserem Schifflin unproblematisch. Der Wind wehte günstig, und wir kamen schnell voran. Auch von den gegnerischen Zwergen, deren Angriff uns bei der Herfahrt zu schaffen gemacht hatte, war nichts mehr zu sehen.

9 Schluß

Der Rest der Geschichte ist schnell erzählt. Sie gestaltete sich – unter dem Einfluß des Wundersteines – für alle von uns günstig. Balint und seine Zwerge bedankten sich überschwänglich für meine Hilfe. Ohlin gab mir eine wohlschmeckende Wurzel zu essen, nach deren Genuß ich in einen tiefen Schlaf fiel. Als ich mich nach dem Aufwachen dehnte und streckte, merkte ich, dass ich wieder meine normale Größe angenommen hatte.

Daheim kam mir schon beim Gartentor mein Vater entgegen, froh über meine Rückkehr. Er war nicht in Sorge um mich gewesen. Ein seltsamer Traum hatte seine Sorgen über mein Ausbleiben zerstreut. Dreimal sei ihm ein schwarz-weißer sprechender Vogel erschienen, der ihn beruhigte. Anstelle über mein Verschwinden zu schelten, solle er vielmehr stolz auf mich und über die wichtige Mission sein, zu der ich mich verpflichtet hatte.

Und was viel schwerer wog – Vater war wieder gesund geworden! Nach anfänglicher Schwäche gewann er rasch wieder seinen alten Lebensmut und konnte bald wieder seiner Arbeit nachgehen.

Dann, nach ein paar Tagen, habe ich Ohlin zum letzten Mal gesehen. Plötzlich stand er frühmorgens an meinem Bett und fragte nach meinem Befinden. Als ich ihm von der überraschenden Heilung meines Vaters berichtete, schrieb er dies dem Karfunkelstein zu.

Dann erzählte er vom Kampf Balints und seiner Männer gegen die Durmitors. Der Zwergenkönig habe den Wunderstein auf seinem Helm getragen, nach nur einigen kleineren Scharmützeln seien die Gegner geflüchtet. In der Folge hätten sich die Durmitors aus der Gegend zurückgezogen.

So war unser Besuch bei Margard äußerst erfolgreich gewesen, wofür er mir im Namen Balints und des ganzen Zwergenvolkes den besten Dank aussprach. Und als Anerkennung dafür schickte mir der Zwergenkönig – man höre und staune – den Karfunkelstein! Zuerst zögerte ich, das Geschenk anzunehmen. Dann tat ich es aber doch und verbarg ihn ganz unten in meinem Schrank. Ich habe niemand davon erzählt, nicht einmal meinem Vater. Er hätte die ganze Geschichte ohnehin nicht geglaubt. Denn er tat schon meine Schrumpfung auf Zwergengestalt und die anschließende Fahrt zur Zwergenprinzessin als Produkt meiner Fantasie ab. Über Margard selbst und – in der Folge – vom Karfunkelstein, habe ich dann gar nicht mehr gesprochen. „Du bist der erste, dem ich die Geschichte erzähle“, erklärte der große dem kleinen Konrad.

„Ich habe weder Ohlin noch einen anderen Zwerg je wieder gesehen“, setzte der Vater seine Erzählung fort. „Und auch der Karfunkelstein ist verschwunden. Anfänglich holte ich ihn öfters aus dem Schrank um sein Funkeln

zu bewundern. Dabei stiegen schöne, aber schwermütige Erinnerungen an Margard in mir auf. Wie mochte es ihr in ihrer Bergeinsamkeit wohl ergehen?“

„Im Laufe des Jahres meinte ich eine seltsame Entdeckung zu machen. Der Stein nahm an Größe ab. Anfangs glaube ich an eine Täuschung, aber nach ein paar Monaten war er deutlich geschrumpft. Und als ich ihn am Jahrestag meiner Begegnung mit Margard, also zur Sommersonnenwende herausnehmen wollte, war er ganz verschwunden. Mein Schrank war von einem starken Veilchenduft erfüllt, aber der baue Stein war weg. Offenbar hatte er sich in Luft aufgelöst unter Hinterlassung des betäubenden Geruches“.

„Was blieb, war die Kette an welcher der Karfunkelstein befestigt war. Und die gebe ich heute an Dich weiter, mein Bub“, beendete Konrad seine Geschichte. Dabei zog er eine Silberkette aus der Tasche und hängte sie seinem Sohn um den Hals. „Vielleicht kann sie helfen unsere jetzigen Probleme mit dem Wald zu lösen. Du musst nur ganz fest daran glauben, kleiner Konrad“.

„Was ist aber mit Schackerack geschehen“, erkundigte sich der kleine beim großen Konrad.

„Ja, die Elster, das hätte ich fast vergessen zu erzählen“, antwortete der Vater. „Noch am selben Tag, als mir Ohlin den Stein brachte, vernahm ich einen Flügelschlag und Schackerack landete am Gartenzaun. Sie ist dann jahrelang mein guter Kamerad geblieben. Die Fähigkeit zu sprechen hat sie dann allerdings nicht mehr besessen. Doch manchmal hat sie auffordernd gekrächt und mit den Flügeln gleichsam auf ihren Rücken gedeutet – so als wollte sie mich einladen dort Platz zu einem Flug zu nehmen“.

*

Zurück zur Gegenwart.

Eine Woche später fand die nächste Demonstration gegen die Zerstörung des Waldes statt. Die beiden Konrads waren natürlich wieder dabei. Der kleine Konrad trug die silberne Kette um den Hals. Er glaubte ganz fest an die Macht des Karfunkelsteins, der einst daran gehangen hatte.

„Die wahren Ideen sind im Kopf, nicht an der Kette“, hatte ihm der Vater eingeschärft.

Diesmal ging es nicht so heiß her, und die beiden blieben von der Polizei unbehelligt.

Und eigentlich war es keine große Überraschung, als es vier Wochen später hieß, dass das ganze Unternehmen abgeblasen worden war. Keine Industrieanlagen im Wald und auch keine Autobahn.

Waren es die Kundgebungen der Umweltfreunde oder war den Planern der Anlage das Geld ausgegangen, wie andere behaupteten – letzten Endes war das egal.

„Man muss nur ganz fest an das glauben, was man sich vorgenommen hat – dann hat man Erfolg“, meinte der Vater. „Nicht immer, aber meistens“.

„So wie Du, als Du das im Berg ‚Tischlein deck Dich‘ und die Goldschätze sausen gelassen hast, um zur Prinzessin vorzudringen“, fügte der Sohn hinzu.

„Das war nicht schwer, aber nicht zur Mutter und Schwester zu gehen – da hätte ich versagt, wenn mir nicht Schackerack beigestanden hätte“, antwortete der Vater.

_____ X _____